

Sterbebegleitung

Die Verlagerung des Sterbens von daheim in das Krankenhaus, der medizinische Fortschritt und die damit oft mögliche Verlängerung des menschlichen Lebens einerseits und die massive Todesverdrängung andererseits lassen die Sorge um ein menschenwürdiges Sterben verstärkt in den Vordergrund treten. Der vorliegende Artikel möchte aufzeigen, welche Aufgaben dabei dem Seelsorger im Sinne eines umfassenden Sterbebestandes zufallen.

Die Situation des sterbenden Patienten

In unserer Gesellschaft ereignet sich das Sterben zusehends mehr im Krankenhaus.¹ Der Schwerkranke wird so weithin aus der gewohnten und vertrauten Umgebung gerissen. Auch wenn er grundsätzlich bereit ist, sich in das Krankenhaus zu begeben oder dies sogar verlangt, weil er sich dort „sicherer“ fühlt, fühlt er sich doch oft ausgeliefert und unverstanden, hat viele Sorgen, Ängste und Fragen, auf die meist nicht oder zuwenig eingegangen wird. Die derzeitige Situation eines sterbenskranken Menschen ist wohl dadurch geprägt, daß alle Beteiligten den Patienten als einen zu behandelnden, zu pflegenden und zu betreuenden Menschen betrachten. Der Sterbende wird so zum Empfänger, der nach Möglichkeit ohne Fragen und Widerreden das Angebotene anzunehmen hat. Dazu kommt, daß der Patient sich meist nicht „gesamtmenschlich“, sondern „spartenweise“ behandelt fühlt. Patient, Ärzte, Pflegepersonal, Seelsorger und Angehörige bilden in der Regel kein Team, so daß die Kommunikation untereinander weithin fehlt. So ist es auch nicht verwunderlich, daß sich die so betreuten Patienten oft als Bevormundete, als unfrei und unverstanden fühlen und dies oft auch in Trotzreaktionen ausdrücken.

Auch die Krankenpastoral ist, allgemein gesehen, von Kritik nicht auszunehmen, da auch der Seelsorger oft nur kommt, um den Patienten zu betreuen, zu belehren, zu unterweisen und zu „bekehren“, ohne sich zunächst einmal gemeinsam mit dem Patienten ohne Vorbedingungen auf den Weg zu machen. So kommt es, daß sich der Prozeß des Sterbens in vielen Fällen nicht in einer menschenwürdigen, von Verständnis, Geduld, Zuneigung und echter Begegnung geprägten Atmosphäre ereignen kann. Sicher können dem Menschen angesichts des Todes Sorgen und Ängste, Trauer und Hilflosigkeit, Zweifel und Nöte nicht restlos genommen werden, letztlich muß er allein sterben. Es ist *sein* Sterben, *seine* ganz einmalige Situation und *sein* Tod. Aber es müßte versucht werden, dem Sterbenden dabei zu helfen, daß er seinen eigenen Tod menschenwürdig sterben darf. Modern ausgebaute Krankenhäuser, hervorragende medizinische Techniken, immer noch wirksamere Medikamente und eine erstklassige Pflege allein genügen nicht. Erst wenn dies alles von einer heilsamen menschlichen Atmosphäre geprägt und durchwirkt ist, dürfen wir mit gutem Gewissen von einem menschenwürdigen Sterben sprechen.

¹ Vergleicht man die entsprechenden Zahlen der Jahre 1960, 1970 und 1980 miteinander, dann ist feststellbar, daß der Prozentsatz der Spitalsverstorbenen etwa in Österreich kontinuierlich ansteigt. Während 1960 der Prozentsatz der Spitalsverstorbenen in Österreich 46 % betrug, war er 1970 auf 56 % und 1980 auf 61 % gestiegen. Siehe dazu: Österreichisches Statistisches Zentralamt, Statistische Nachrichten, 36 (1981), Neue Folge, Heft 11, 508.

Die theologische Begründung für einen umfassenden Sterbebeistand

Alles pastorale Handeln hat sich immer wieder an der biblischen Offenbarung zu orientieren und ist von dorthin auch zu korrigieren. Aus diesem Grund ist es notwendig, gerade für ein Anliegen, das unabdingbar auf eine letzte Hoffnung angewiesen ist, wie dies beim Bemühen um die Begleitung Sterbender der Fall ist, die eigentlichen Kriterien vom Handeln Jesu selbst abzuleiten. Letzteres darf aber nicht etwas sein, das zum Handeln des Menschen quasi hinzugefügt wird, sondern es soll dies erfüllen und eigentlich kennzeichnen. „Soll das Studium der Bibel die praktische Theologie inspirieren, so kann es nur darum gehen, erstens im Neuen Testament, das dafür besonders in Frage kommt, Situationen aufzuzeigen, die mit den heutigen pastoralen Gegebenheiten verwandt sind, zweitens das in diesen geforderte Verhalten darzulegen — dies geschieht am besten anhand eines markanten Textes — und drittens daraus Orientierungshilfen oder Weisungen für heute zu erschließen.“² Wenn nun Christen gewillt sind, andere im Sterben zu begleiten, ist es für sie im Hinblick auf sie selbst, aber auch in bezug auf eine wirksame Zuwendung zum Sterbenden notwendig, die einzelnen Taten und Worte Jesu im Gesamtkontext seiner Sendung zu sehen.³ „Die Sache Jesu richtet sich letztlich auf die Überwindung der Todesherrschaft in der Auferweckung der Toten zum ewigen Leben.“⁴ Die biblische Verkündigung hat ein brennendes Interesse, diesen umfassenden Dienst Jesu durch seinen Heilstod als Gabe an die Menschen darzustellen und gleichzeitig damit die Menschen einzuladen, in diesen Dienst einzutreten; das macht die Liebe aus.⁵

Das umsorgende Mitgehen mit einem Menschen hin zur Todesgrenze, das heißt zur zunächst beängstigenden und qualvollen Erfahrung seiner radikalen Bedrohtheit und Erlösungsbedürftigkeit, ist dann, von diesem biblischen Ansatz her, nicht nur irgendein Dienst unter vielen, sondern unvergleichlich und in der konkreten Situation unverzichtbar; es ist die letztgültige Darstellung dessen, was mit Liebe gemeint ist. Wie sehr die Liebe und der Glaube auch des Begleiters dabei einer Bewährungsprobe ausgesetzt sind, zeigt sich in der Versuchung, die Sinnhaftigkeit dieses Dienstes dort in Frage zu stellen, wo die unbarmherzige Konfrontation mit der Angst vor dem eigenen Tod, der Unmöglichkeit, die Todesangst des Sterbenden quasi zu teilen, mit der eigenen Hilflosigkeit und den damit verbundenen Grenzerlebnissen stattfindet. Dies sind für den Sterbenden und seinen Begleiter echte „Ölbergsituationen“, wobei nochmals zu unterscheiden bleibt, daß diese von Sterbenden und ihren Begleitern, selbst bei größter Zuwendung, nicht nur verschieden erlebt werden, sondern auch tatsächlich verschieden sind, weshalb sie in

² J. Kremer, Allen bin ich alles geworden, um jedenfalls einige zu retten (1Kor 9,22), in: L. Bertsch u. K.-H. Rentmeister (Hg.), Zielgruppen. Brennpunkte kirchlichen Lebens, Frankfurt am Main 1977, 13.

³ Nur so kann auch verhindert werden, in dem biblischen Bericht einen Rezeptkatalog zu suchen statt die eigene Kreativität an den biblischen Aussagen zu nähren und sie in die Notwendigkeit der konkreten Situation einzubinden.

⁴ J. Finkenzeller, Was kommt nach dem Tod? Eine Orientierungshilfe für Unterricht, Verkündigung und Glaubensgespräch, München 1976, 51.

⁵ Vgl. dazu J. Kremer, Das Ärgernis des Kreuzes, Stuttgart 1969, 89–90. Wobei zu bedenken bleibt, daß gerade dieser Dienst den Menschen umfassend fordert, wird er doch nicht nur im Hinblick auf Jesus mit grenzenloser Liebe in Berührung gebracht, sondern in einem im Hinblick auf die Welt und seine eigene Existenz auch mit einem zunächst unfäßbaren Ärgernis konfrontiert (vgl. *ders.*, ebenda, 88 u. 90). Letzteres erklärt uns ja wohl auch, warum sogar die Verfasser der neutestamentlichen Texte den Tod Jesu differenziert sehen (auch ihnen machte dieses Ärgernis zu schaffen), obwohl alle bekennen, daß Jesu Tod und damit zusammenhängend seine Auferweckung die Mitte des Heilsereignisses darstellt: vgl. dazu auch E. Jüngel, Tod (Themen der Theologie, herausgegeben von H. J. Schultz, Band 8), Stuttgart–Berlin 1973³, 121–125.

letzter Konsequenz von beiden allein durchlitten werden müssen. Für den auf den Tod Zugehenden radikalisiert sich die Verlassenheit (und hier ist es gerechtfertigt, die Hinwendung zur Ölbergsituation Jesu zu vollziehen) bis zum äußersten. Christlicher Sterbebeistand müßte daher (zumindest im Idealfall, und den gilt es anzustreben) nicht menschliche Zuwendung und dann darüber hinaus noch eine „religiöse Draufgabe“ leisten, sondern eine existentielle liebende Begleitung sein, aus der erfahrbar wird, daß es letztlich nur eine sinnvolle Möglichkeit gibt, Leid, Angst und Tod zu überwinden, nämlich sich restlos Gott anzuvertrauen. „So wird der unbedingte Sieg Gottes über Leid und Tod, der in Christi Sterben und neuem Leben angekündigt und uns fest zugesprochen ist, schon in der Gegenwart ergriffen, im Glauben aufgerichtet.“⁶ „Der Christ weiß keinen Weg am Leid vorbei, aber er weiß einen Weg hindurch! Im glaubenden Vertrauen auf den, der auch und gerade im Leid verborgen anwesend ist und ihn hindurchträgt.“⁷

Da nun, wie bereits angedeutet, für den Menschen zeit seines Lebens Hoffnung und Glaube angefochten bleiben und das Kreuz ein Ärgernis darstellt, bedarf der Mensch stets, besonders aber, wenn sein Leben durch den Tod in Bedrohung gerät, umfassender Begleitung. Findet er diese in seiner Umgebung, wird er in der Regel darin auch einen Erweis der fürsorglichen Liebe Gottes erfahren und sich daran auch klammern können. Christlicher Sterbebeistand sollte somit die „radikale Hoffnung, die nichts aber auch gar nichts ausläßt, während alle anderen Hoffnungs begründungen und Hoffnungs entwürfe ganze Dimensionen der Wirklichkeit, der Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit überlassen müssen“⁸, lebendig erfahren lassen. Wo immer Menschen diesen Dienst vollziehen, kommt es zu einer herausragenden Teilhabe am Heilswirken Jesu selbst, lassen sie doch dem Sterbenden erfahren, „daß er mit seinem Schmerz von Jesus verstanden wird, weil auch dieser das Bittere und Verwirrende menschlichen Leids erfahren hat“.⁹

Sterbebeistand als Heilssorge um den ganzen Menschen¹⁰

Grundsätzlich ist das Sterben, wie das Leben, immer etwas Einmaliges. Es ist daher unmöglich, nach Rezepten für die Ermöglichung eines menschenwürdigen Sterbens Ausschau zu halten, die dann auf die jeweilige Situation angewandt werden können. Sehr wohl aber gibt es „Bausteine“, die auf dem Wege einer guten Sterbendenbegleitung, richtig eingesetzt, unentbehrlich sind.

Zu bedenken bleibt, daß hier von jenen Situationen gesprochen wird, wo „Zeit“ bleibt, um den Sterbenden zu begleiten (nicht also etwa vom plötzlichen Tod). Mitzubedenken ist auch, daß das Sterben ein Prozeß und nicht einfach ein punktuell Ereignis ist. Auch werden bewußt die Begriffe Sterbebeistand und Sterbendenbegleitung gewählt und nicht der mehrdeutige Begriff Sterbehilfe, im Sinne einer deutlichen Abgrenzung ge-

⁶ H. Küng, *Gott und das Leid* (Theologische Meditationen, herausgegeben von Küng, H., Band 18), Einsiedeln—Zürich—Köln 1968², 67—68.

⁷ Ders., ebenda 69. Mit diesen Aussagen wird auch jener verhängnisvolle Fehler offenbart, der in der Kranken- und Sterbepastoral dort begangen wird, wo getröstet statt geträumt wird, wo Leid und Angst bagatellisiert bzw. verdrängt wird, statt den Weg hindurch sichtbar und begehbar werden zu lassen. Ähnlich wie H. Küng betont auch L. Boff, daß Hingabe an den Gekreuzigten und das Erwarten der Nähe Gottes gerade in der Verlassenheit dem Menschen die Leiden nicht ersparen, aber in der Karfreitagssituation schon die Osterstimmung aufkommen läßt: vgl. dazu L. Boff, *Was kommt nachher? Das Leben nach dem Tode*, Salzburg 1982, 124.

⁸ G. Greshake, *Stärker als der Tod* (Topos Taschenbücher, Band 50), Mainz 1978³, 51.

⁹ A. Lüpplé, *Der Glaube an das Jenseits*, Aschaffenburg 1978, 59.

¹⁰ Detailliertere Ausführungen zu den folgenden Anliegen: F. Schmatz, *Sterbebeistand. Heilssorge um den ganzen Menschen*, Wien 1984² und ders., *Das Ziel vor Augen. Sich selbst und andere auf das Sterben vorbereiten*, Wien—Freiburg—Basel, 1982.

genüber jeder Form der aktiven Euthanasie, die für den Christen kein Beitrag zu einem menschenwürdigen Sterben sein kann, auch dann nicht, wenn sie sich mit dem Deckmantel des Mitleids umgibt.

Der Sterbenskranke und seine Sehnsucht nach Zuwendung

Mit zunehmender Schwere einer Krankheit wird der Mensch immer mehr der Hilflosigkeit ausgeliefert. Er erlebt das Nachlassen der körperlichen und geistigen Kräfte, er hat Sorgen, Ängste und Schmerzen, er fühlt sich immer mehr auf andere angewiesen und an sie ausgeliefert, er wird aus seiner gewohnten Umgebung gerissen, er stellt Fragen, auf die kaum oder überhaupt nicht wirklich eingegangen wird. In alledem tut sich in der Regel auch eine Reihe „letzter Fragen“ auf, die mangels spürbarer Begleitung nicht selten in die Hoffnungslosigkeit und die Vereinsamung führen.

Für den Seelsorger ist es wichtig, diese menschliche Not, dieses Defizit an Zuwendung ernstzunehmen und nicht durch oberflächliche Vertröstung noch zu verstärken. Die vom Seelsorger gerade in dieser existentiellen Not zu verkündende frohe Botschaft von der Zuwendung Gottes kann nur dann glaubwürdig und trostvoll ankommen, wenn der Verkünder diese Zuwendung auch erleben läßt, indem er nicht verordnet und vertröstet, sondern Wegbegleiter wird. Im mitgehenden Seelsorger wird auch die Zusage vom mitgehenden Gott glaubhaft und erlebbar.

Der Sterbebegleiter muß Betroffenheit zulassen

Von Medizinern, Therapeuten und auch Seelsorgern wird oft vom notwendigen Selbstschutz gesprochen, von einer Distanz zum Geschehen, die notwendig ist, um mit dem Betroffenen nicht nur mitzuleiden und mitzufühlen, sondern ihm auch wirklich helfen zu können. Es ist sicherlich nicht hilfreich, wenn Patient und Begleiter sich gemeinsam nur der Hilflosigkeit angesichts der drückenden Grenzsituation hingeben und diese beklagen. Der Dienst des Aufrichtens wird dann unmöglich. Andererseits muß gerade auch in der Sterbendenbegleitung der Begleiter Betroffenheit zulassen (etwa die Anfrage an seine eigene Sterblichkeit, an sein Ertragen von Leid, an seinen Glauben angesichts der Todeserfahrung usw.), um der Gefahr zu entgehen, gleichsam nur professionell Trost zu spenden (ein selbst nicht Betroffener kann z. B. leicht sagen „Nimm es nicht so tragisch“ u. ä.). Erst ein gewisses Maß an Betroffenheit wird es ermöglichen, den zu Begleitenden als Subjekt anzuerkennen, mit der Verwundbarkeit des Patienten behutsam umzugehen, ihm seine Not und seine Gefühle ausdrücken zu lassen, mit ihm zu suchen und ihm nicht einfach etwas zu verordnen. Nur dann ist eine echte Begegnung und Begleitung möglich.

Der Seelsorger braucht nicht alles allein zu tun

Zunehmend wird heute auch darüber diskutiert, wer denn nun für die Sterbendenbegleitung am geeignetsten wäre. Auch hier sollte die Antwort nicht generalisierend gegeben werden. Für die Effektivität jeder Begleitung gilt, daß der zu Begleitende dem oder den Begleitern sein volles Vertrauen schenken und dieses auch von der anderen Seite spüren muß. Sind mehrere Begleiter da, wird doch in der Regel die Bindung an einen herausragen. Obwohl einerseits die Verantwortlichkeit der Angehörigen in der Sterbendenbegleitung verstärkt gesehen werden sollte, darf andererseits nicht übersehen werden, daß nicht wenige Sterbende (auch) eine(n) Begleiter(in) suchen, der (die) ihnen nicht so nahe steht. So kann der gesuchte und gewünschte Sterbebegleiter auch der Seelsorger sein. Diese Begleitung darf sich aber dann nicht in einem kursorischen Besuch

oder in einem fallweisen „Vorbeischaun“ erschöpfen, sondern verlangt ein ganzes und (auch zeitlich) intensives Mitgehen. Oft wird der Seelsorger helfen können, daß jene, die mit dem Sterbenden zu tun haben, sich als gute Begleiter erweisen. In alldem wird der Seelsorger auch und gerade seine spezifische Sendung verwirklichen können: das Anbieten der heilenden Kraft des Glaubens; den Dienst der Versöhnung mit Gott, den Menschen und sich selbst; die Hinführung zur sakramentalen Begegnung mit dem Herrn; Hilfestellung bei der Suche nach dem Leben aus dieser Einheit angesichts von Leid, Schmerz und Tod. Erst in einer derartigen umfassenden und ganzheitlichen Begleitung wird erfahrbar, daß Gebet und Sakrament nicht einfach eine Draufgabe sind, die der Seelsorger über alles andere Bemühen darüberstülpt, sondern Glaube und Leben werden eins und alles Handeln durchwirkt von der heilenden und lebensspendenden Kraft Gottes. Dann, aber auch nur dann, darf der Seelsorger angesichts des Erlebens der Grenze der eigenen Möglichkeiten (etwa des Tröstens, der Hilfe bei der Erhellung des existentiellen Vakuums, der möglichen Antworten auf quälende Warum-Fragen) sich einbekennen, daß im letzten nicht er der Heilende und Tröstende ist, sondern daß er dabei nur im Dienste Gottes steht. Für den Seelsorger bleibt so die harte Herausforderung, in der Begleitung Sterbender alles verantwortlich tun zu sollen, was ihm möglich ist. Es bleibt ihm aber auch der Trost, nicht alles tun zu müssen, was für Heilung angesichts des Todes nötig ist, weil dieses im letzten Geschenk bleibt und sich jeder leistungsorientierten Machbarkeit entzieht.

Die leidige Frage nach der Wahrheit

Vieles spricht dafür, daß weit mehr Sterbenskranke zumindest ahnen, wie es um sie steht, als im allgemeinen zugegeben wird. Das bewußte Anlügen des Sterbenden ist daher wohl ebenso fragwürdig wie die Information um jeden Preis. Die Frage, ob und wie weit der Sterbenskranke über den Ernst seiner Lage informiert werden darf bzw. soll, wird immer von der ganz konkreten Situation abhängen. Grundsätzlich soll sich der Seelsorger von Kundgaben und Diagnosen fernhalten, weil dafür der Arzt zuständig ist. Über den möglichen Ernst der Situation des Patienten in ein Gespräch einzutreten, kann aber sehr wohl Aufgabe auch des Seelsorgers sein. Ob und wie das geschieht, muß primär in der freien Entscheidung und in der Bereitschaft beim Patienten liegen (nicht selten wird das Thema, freilich aus verschiedenen Gründen, vom Kranken selbst angesprochen).

„Wahrheitsmitteilung“ ist aber dann nicht als Mitteilung der Diagnose zu verstehen, sondern als ein Mitgehen mit dem Patienten auf einem Weg, auf dem dieser der „Wahrheit“ (zaghaft, gelegentlich, teilweise oder ganz) in das „Angesicht“ blickt. Wegstrecke und Tempo muß aber im wesentlichen der Betroffene bestimmen können. Es bleibt unbedingt zu bedenken, daß das Erleben der Wahrheit, also der Todesnähe, für den Sterbenden und für den Begleiter trotz aller Gemeinschaft doch verschieden bleibt.

Für den Seelsorger ist bei dieser Begleitung eine gute Kommunikation mit den Ärzten, dem Pflegepersonal und den Angehörigen anzustreben, um wirklich helfen zu können. So hat der Seelsorger, solange es nur irgendwie verantwortbar ist, die sittliche Verpflichtung, den Einsatz der Medizin und die Bemühungen um die Gesundung voll zu unterstützen. Erst wenn der Kampf gegen die Krankheit aussichtslos geworden ist und der Patient zum Sterbenden wird (wobei hier nicht nur die letzten Stunden gemeint sind), geht es auch aus seelsorglicher Sicht nicht mehr um die Wiederherstellung der Gesundheit, sondern jetzt um die Einstellung zu dieser Situation der Todesnähe. Eine derartige

Begleitung kann dann zu einem Ringen um „Wahrheit“ am Kranken- bzw. Sterbebett werden, das für alle Beteiligten ein Kommunikations-, Lern- und Reifungsprozeß hin auf mehr Leben ist und damit, aus dem Glauben gestaltet, erträglich gemacht werden kann.

Gläubiges Geleit zur Heilung aus dem Glauben

Das gläubige Geleit hat auszudrücken, daß Glaubende nicht einfach über Krankheit, Leid, Angst, Trauer und Tod erhaben sind. Auch der Glaubende darf angesichts einer derart bedrohlichen Situation weinen, klagen und seinem Schmerz Ausdruck geben. Es kann nicht Aufgabe des Seelsorgers sein, den Sterbenskranken die vorhandene Karfreitagssituation auszureden oder ihn über diese hinwegtäuschen zu wollen. Dies wäre keine Solidarisierung mit dem Kranken, sondern eine Flucht, die niemals heilend sein kann. Das gläubige Weggeleit sollte vielmehr tröstlich erfahrbar machen, daß der Mensch gerade in der Grenzsituation des Todes in eine letzte Hoffnung und Geborgenheit hineingenommen ist. Der Karfreitag bleibt damit, mit all seiner Bedrohung und Tragik, zunächst wirklich Karfreitag, aber er ist nicht Ziel und Ende. Nach ihm kommt Ostern, nicht als Anspruch oder als Ergebnis menschlicher Bemühung und Machbarkeit, sondern als Geschenk. Darin wird die heilende Kraft des Glaubens nicht nur zugesagt, sondern erlebbar. In der Praxis wird allerdings diese beglückende Wahrheit zu sehr verordnend verkündet und wohl deshalb auch kaum als wirklich heilend erfahren. Natürlich wird Begleitung durch den Seelsorger immer auch Verkündigung sein müssen, aber sie muß eingebettet sein in die Erfahrbarkeit des Verkündeten als Realität. Dies wird in der Sterbendenbegleitung dort der Fall sein, wo der Seelsorger das Verkünden der frohen Botschaft, die Einladung zum Gebet und die Spendung des Sakramentes nicht loslöst vom Sich-Zeit-Nehmen für den Todkranken, vom geduldigen und ehrlichen Zuhören, wenn der Patient von seinen Ängsten, Nöten und Schmerzen spricht, vom Halten der Hand, um auch körperlich die Nähe auszudrücken, vom Abtrocknen der Schweißtropfen, vom Befeuchten der ausgetrockneten Lippen des Patienten und vom gemeinsamen Schweigen. Das ist gläubiges Geleit als ganzmenschliche Begleitung, bei der der Seelsorger die Vorstellung überwindet, er sei ausschließlich für Gebet und Sakramentspendung zuständig und alles andere sei nicht seine Aufgabe. Es wäre gut, die derzeitige Praxis der Kranken- und Sterbepastoral in unseren Pfarren und Krankenhäusern einmal kritisch daraufhin zu befragen. Auch wäre es im Sinne echter Umkehrbereitschaft heilsam, wenn Seelsorger über dieses Anliegen, einschließlich ihrer eigenen Glaubens- bzw. Lebenserfahrungen, miteinander in ein tieferes und offeneres Gespräch kämen. Die Tatsache, daß ein Seelsorger insgesamt viel über Sterben und Tod spricht oder viele Begräbnisse feiert, muß noch lange nicht heißen, daß er damit der Todesverdrängung entgeht und eine reifende Auseinandersetzung mit seiner eigenen Sterblichkeit führt, was er den andern ja ständig empfiehlt.

Das gläubige Geleit im vorhin skizzierten Sinn wäre auch der heute so notwendige Beitrag zu einer menschlicheren Atmosphäre in unseren Krankenhäusern. Heute begreifen ja immer mehr Menschen, daß alle noch so großen baulichen, technischen und medizinischen Investitionen in die Krankenhäuser nicht den erwarteten Erfolg bringen, wenn sie nicht durchdrungen sind von einer Atmosphäre, die aus menschlicher Zuwendung und Geborgenheit erwächst. Darin liegt auch der drängende Ruf, daß alle, die mit dem Patienten zu tun haben, verstärkt in eine interdisziplinäre Kommunikation und Kooperation eintreten bzw. diese vertiefen. Wenn Seelsorger das gläubige Geleit des Sterbens-

kranken als ganzmenschliche Begleitung zum Heil des Patienten gestalten, werden sie gerade auch in der Krankenhausseelsorge nicht nur geduldet, sondern echt integriert sein.

Die Einübung in ein christliches Sterben als wesentliche Basis eines umfassenden Sterbebeistandes

Der Ansatz zur Todesbewältigung dürfte nicht erst im Sterben, sondern müßte das ganze Leben hindurch gewonnen werden. Möglichkeiten zum Erlernen des Loslassen-Könnens im Sinne einer Einübung in das Sterben bietet ja das Leben genug. Eine derartige „Einübung“ wird dann besonders wirksam sein, wenn sie ganzheitlich erfolgt, also die grundsätzlich theoretische Auseinandersetzung mit Sterben und Tod ebenso beinhaltet wie die Begegnung mit Sterbenskranken und das bewußte Erleben und Vollziehen von „Sterben im Kleinen“. Gerade letzteres müßte in der gesamten Pastoral stärker aufgegriffen und integriert werden, da etwa in jeder menschlichen Krise ein Stück „Abschiednehmen“ und damit ein oft gar nicht so kleiner Tod steckt. Denken wir hier nur an Generationskonflikte, an scheiternde oder gescheiterte Beziehungen, an im Beruf Frustrierte, an Arbeitslose und ähnliche Situationen. Hier genügen Bestandsaufnahme, Vertröstung oder auch materielle Unterstützung nicht. All dies muß durch ein Eingehen auf die konkrete Lebensgeschichte und deren bewußte Aufarbeitung umfassen sein.

Der Seelsorger wird dies freilich nur dann können, wenn er selber zu dieser Einübung in das Sterben permanent bereit ist, sich selbst als begleitungsbedürftig erfährt und annimmt, dies auch mit anderen betend zur Sprache bringt, sich selbst begleiten läßt und sich so vom Routinier abhebt. Seelsorge hat von ihrem Wesen her die Aufgabe, Lebensbehinderungen im weitesten Sinn einer Heilung zuzuführen. Wir befinden uns in einer derartigen und sogar recht massiven Lebensbehinderung, wenn wir so leben, als gäbe es den Tod nicht oder ginge uns dieser nichts an. „Dabei sind gerade wir Menschen — zum Unterschied vom Tier — diejenigen Wesen, die stets wissen um die Unausweichlichkeit und Universalität des Todes und die sich damit geistig auseinandersetzen können.“¹¹ Es verbleibt eine unaufhebbare und schmerzliche Spannung zwischen dem „Leben im Angesicht des Todes“¹² und der Angst vor dem Tod. „Als Menschen leiden wir ganz unleugbar darunter, daß wir sterben müssen. Uns graut vor der Vergänglichkeit, vor der Auflösung des Lebens, vor der Preisgabe unseres Lebensinhaltes. Wir fürchten und hassen den Tod, weil er uns Unnatur ist.“¹³ Für das Aushalten bzw. eine reifende Bewältigung dieses Spannungsverhältnisses gibt es aus gläubiger Sicht nur *einen* wahren Weg, den es zu gehen gilt und der die geforderte Einübung in das Sterben

¹¹ H. Küng, *Ewiges Leben?*, München—Zürich 1982, 207. Th. Glaser meint in diesem Zusammenhang: „Es gilt, das Wissen zurückzugewinnen, daß Leben und Sterben unauflöslich zusammengehören“; *ders.*, *Sterben als die letzte Chance des Lebens*, in: A. H. Graf Henckel-Donnersmarck und St. Graf Bethlen (Hg.), *Vom menschlichen Sterben und vom Sinn des Todes*, Freiburg—Basel—Wien 1983, 154. Während die beiden beispielhaft erwähnten Autoren ihre Mahnung als Postulat für die zukünftige Arbeit verstehen, meint A. Läßle in dieser Frage bereits jetzt einen „totalen Bewertungsumschwung“ konstatieren zu können: *ders.*, *Der Glaube an das Jenseits*, Aschaffenburg 1978, 61.

Nicht so optimistisch sieht St. Blarer die gegenwärtige Situation, der seine Forderung nach einer intensiveren Trauerpastoral in die Feststellung einmünden läßt: „Es wird für uns zu einer entsprechenden Frage des Menschseins, ob wir den Tod wieder in unser Leben hineinnehmen können“; *ders.*, *Menschliches Erleben und Verarbeiten von Tod und Trauer*, Luzern/Stuttgart 1983, 46.

¹² A. Läßle, *Der Glaube an das Jenseits*, Aschaffenburg 1978, 70.

¹³ W. Arnold, *Der Christusglaube und das Sterben*, in: W. Arnold, U. Eibach, U. Kindler, *Der verdrängte Tod*, Gießen 1981, 7.

letztlich zu einer befreienden Tat macht: „daß man Gott um seiner Gottheit willen zu-
traut, er werde seine Verheißung, die er durch die österliche Tat am Gekreuzigten besie-
gelt hat, auch an uns, die wir in den Tod und das Leben Christi hineingetauft worden
sind, wahr machen (Röm 6,4).“¹⁴ In diesem Sinne bilden Einübung in das Glauben, in
das Sterben und in das Leben eine heilende Einheit. Das Anstreben derselben richtet an
den Seelsorger die Mahnung, stets den ganzen Menschen vor Augen und vor dem Her-
zen zu haben. Denn „wo Menschen sich um die Heilung von Menschen bemühen, bricht
nach der biblischen Tradition die messianische Zeit an.“¹⁵ Seelsorger, die zur Beglei-
tung des ganzen Menschen, gerade auch angesichts von Sterben und Tod, bereit sind,
dürfen so den ursprünglichen Auftrag ihrer Sendung erfüllen, im Dienst stehend „Hoff-
nungsträger“ und „Heilbringer“ zu sein.

¹⁴ H. Kahlefeld, Der christliche Tod, in: A. Keller (Hg.), Fragen an den Glauben. Ein Sonntags-Forum, Frank-
furt/Main 1979, 121.

¹⁵ E. Zenger, Heilung und Heil. Gedanken zu einem notwendigen Zusammenhang von Medizin und Seelsor-
ge. In: Stimmen der Zeit 109 (1984) 191.

*Damit für Sie
nichts unvollendet bleibt*



**Ober-
österreichische** 
Wechselseitige Versicherungsanstalt

Aktuelle Bücher

Ulrich Hemel

Theorie der Religionspädagogik

Begriff — Gegenstand — Abgrenzung. Dieses Buch bietet eine Bestandsaufnahme und systematische Weiterführung von Ansätzen zur Konstituierung von „Religionspädagogik“. Der Autor spricht vor allem Katechetiker und Religionspädagogen, aber auch wissenschaftlich interessierte Praktiker an.

488 Seiten, kartoniert, ISBN 3-87391-052-5,
Preis DM 48,—/öS 335,— (unverbindl. Preisempf.)

Hans Waldenfels

Religionen als Antwort

Der Autor stellt Hinduismus, Buddhismus und Islam als Sinn-Angebot an die Menschen dar, mit denen sich eine nähere Auseinandersetzung lohnt. Dabei möchte er den Christen zum Dialog und zur sachlichen Auseinandersetzung mit diesen Religionen befähigen.

68 Seiten, kartoniert, ISBN 3-87391-019-5,
Preis DM 12,80/öS 89,— (unverbindl. Preisempf.)

Bitte fordern Sie auch unsere Prospekte an!

**Kaffke-Verlag • Postfach 371
D-8750 Aschaffenburg**